

**Zeitschrift:** Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur  
**Herausgeber:** Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte  
**Band:** 9 (1929-1930)  
**Heft:** 5-6

**Artikel:** Xaver Herzog und der Stand der Bauern  
**Autor:** Schmidt, Georg C.L.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-157025>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 18.05.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Xaver Herzog und der Stand der Bauern.\*)

Von Georg C. L. Schmidt.

Man muß nur das, was für gewöhnlich als Geschichte ausgegeben wird, und das über dem Lärm der öffentlichen Theaterbühne die stille Entwicklung der inneren Verhältnisse oft so völlig vergißt, nicht für die ganze Geschichte halten.

Friedrich von Wyß.

Zur Stunde gewinnen in der Schweiz Bestrebungen an Raum, durch die Belebung altbäuerlicher Trachten und Heimgewerbe und durch die Anregung zur wirtschaftlichen Selbstversorgung ein Bauerntum zu erneuern, das sich von der städtischen Lebensart in wesentlichen Dingen abhobe, gleich dem Dasein der Bauern in abgelegenen Walliser und Bündner Tälern.

Da die Bewegung sich nicht bloß der gefährdeten Gebirgsbevölkerung annimmt, sondern auch des schweizerischen Mittellandes, das doch dem Verkehr, der hochkapitalistischen Industrie und der städtisch-bürgerlichen Invasion weit offen steht, scheint ihr Kern weniger der Wille zu sein, der strukturell, — nicht durch eine bloße wirtschaftliche Wechsellage bedingten — Wirtschaftsnote der Bauern zu steuern, als eine bestimmte Weltanschauung: der beinahe romantische Wunsch, einen Wesensbestandteil der überlieferten schweizerischen Eigenart zu erhalten. Gespieen aus den beängstigenden Erschütterungen des schweizerischen Staates und Lebens zur Zeit des Kriegsendes, haben daneben Strömungen an Kraft gewonnen,<sup>1)</sup> die jene überkommenen, wirtschaftlich-sozialen Voraussetzungen befestigen und allenfalls verbreiten wollen, die eine eigene, selbständige Bauern-Politik rechtfertigen, und so den Bestand der schweizerischen Demokratie in ihrer heutigen Form gewährleisten.

Verankert ist das Unternehmen also in außerwirtschaftlichen, deshalb aber nicht weniger zu achtenden Überzeugungen. Doch es erhält eine wichtige Stütze durch die Anschauung hervorragender Wirtschaftswissenschaftler, heute noch stehe der schweizerische Bauer näher, als irgend einer Gestalt der wirtschaftlichen Umwelt der Gegenwart, jenem Patriarchen, den die Dichtung Hesiods verherrlicht,

dessen Arbeitserfolg unmittelbar vom Himmel abhängt, und der seinen Stand hat in dem Stück Erde, auf dem er und für das er geboren ist, das ihm über Muße und Behagen geht, über Glück und Liebe, über Weib und Kind, und auf dem er sitzt wie ein König auf seinem Hof, ein ... selbständig waltender Herrscher unter den Seinen.

\*) Die nachfolgende Arbeit erscheint als erweiterter Sonderabzug im Verlag A.-G. Gebr. Leemann & Co., Zürich (Preis Fr. 1.—).

<sup>1)</sup> Diese Stimmung in der bürgerlichen Schweizer Masse bei Abbruch der Feindseligkeiten zeichnet vorzüglich die Ansprache Bachers in der vorletzten Nummer der „Monatshefte“.

Die heutige kapitalistische Organisation in Genossenschaften, Verbänden und Parteien sei „wie ein Kleid, heute getragen, morgen abgelegt“.<sup>1a)</sup>

Doch allein die Wucht und der Aufwand, mit denen in letzter Zeit die Restauration der alten Art in die Wege geleitet ward, und der Widerstand, auf den sie gerade bei den Mittelstandbauern gestoßen ist, dürften Bedenken gegen diese Ansicht rufen.

Gleichgültig, ob bloß der Verputz des alten, stattlichen Baus abbröckle, oder ob es wirklich „z'letscht im Fundamänt fuult“, wer helfen will, muß sich genau über die zerlegenden Kräfte, über die Ursachen des Zerfalls Rechenschaft geben. Ob man die Gefährdung im Augenblick, wo sie wirklich eingesehen und verstanden ist, noch begrüße oder beklage, ist verhältnismäßig unwichtig: nicht bloß für den Forscher, auch für den praktischen Politiker.

Denn einen einstürzenden alten Sphäer können wir, soviel unser grobes Verständnis kundtut, in seiner alten Pracht erstehen lassen; die Balken und Steine sind stumm und verraten nicht, ob wir sie tatsächlich an ihren alten Platz gesetzt, und ob ihnen heute in ihrer alten Lage noch wirklich wohl sei.

Ein klein wenig tiefer dringt dagegen unsere Kenntnis des Menschen. Sie lehrt, daß auch die „fortschrittliche“ Leistung vorausgegangener Generationen den Geist des heutigen Bauern entscheidend mitbestimme. So galt in den Bündner Tälern, wie der „Neue Sammler“ zeigt, schon vor hundertzwanzig Jahren eine möglichst enge Verbindung mit den Viehmärkten in Oberitalien und in der Schweiz als Fortschritt, die Einführung kostspieliger kulturtechnischer Neuerungen und der teure Bau von Armen- und Waisenhäusern, wie Carl Mysses von Salis-Marschlin sie empfahl, als Weg zum Glück, die Förderung des scheinbar billigen Verbrauchs städtischer Kleider und Speisen, schwäbischen Getreides als Verdienst. Diese „moderne“ Gestaltung von Erwerb und Bedarf vererbte und weitete sich von Generation auf Generation, unbewußt, oft nur zum Teil befriedigt. Heute bildet sie einen ebenso wesentlichen Bestandteil der bäuerlichen Lebensauffassung wie der Geist, aus dem alte Feste, Sagen, Bräuche und Anabengesellschaften fließen.

Wer annimmt, allein das Alte sei der Kern des Bauerntums, jede Neuerung seit über hundert Jahren könne, wie ein Umhang, von heute auf morgen abgestreift werden, hat mithin den Boden der Empirie verlassen.

<sup>1a)</sup> So, ganz im Allgemeinen, für Urzeit, Mittelalter und Neuzeit, für die Mark Brandenburg, Süddeutschland und Sizilien gleichermaßen, Gerhard Albrecht, Das deutsche Bauerntum im Zeitalter des Kapitalismus, Grundriß der Sozialökonomik, IX. Abtlg., 1. H., Tübingen 1926; für die Schweiz Julius Landmann, Die Agrarpolitik des schweizerischen Industriestaates, Vieler Vortr. 26, Jenau 1928, S. 50 u. a. — Der gegenteiligen Ansicht: Fritz Beckmann, Der Bauer im Zeitalter des Kapitalismus, Schmollers Jb. L, S. 721—49. — Den schöpferischen, nicht nur leidenden Anteil, des Bauern am Werden der kapitalistischen Wirtschaft betont Carl Brinkmann, Die Umformung der kap. Gesellschaft in geschichtl. Darstellung. G. D. S. IX, 1.

Undenkbar ein Leben in der Wirklichkeit, dem man plötzlichen Verzicht, gewaltsame Verdrängung eines Teils seines geistigen Erbes zumutete. Wenn ein reicher Flachlandbauer seinen Hof verkauft, weil sein Sohn „Kragen, Kravatte und auf die Bank wolle“, und wenn Bündner Bauerntöchter mit Seidenstrümpfen den Acker hatten, so liegt darin keine bloße „Stilwidrigkeit“, „Geschmacksverirrung“, sondern das Ergebnis einer jahrhundertelangen, mühsamen geschichtlichen Entwicklung. In keiner geschichtlichen Entwicklung ersetzt allerdings das Neue restlos die überlieferte Form; eines tritt neben das andere, und stückweise bilden das Alte und das Neue sich gegenseitig um. Der Prozeß, der uns beschäftigt, kämpft in der Schweiz mit mannigfaltigen Schwierigkeiten; ungleich erfaßt er die Landesteile, verschieden den Geist, die Ordnung und die Technik der Wirtschaft; heute noch ist er voll im Gange. Da er sich in manchem Gewand, ganz allmählich vollzieht, läßt er sich schwer beobachten, und zwar gerade in seinen entscheidenden Phasen; zahlenmäßig belegen oder mit äußeren Ereignissen und Jahreszahlen in Zusammenhang bringen kann man ihn nur unvollkommen. Da der Kreis der Grundeigentümer und Landwirte seit hundertstiebenzig Jahren im Wesentlichen gleich geblieben ist (Bauerngeschlechter, die oft seit Generationen denselben Boden bauen); und da, anders als in der norddeutschen, englischen und französischen Agrargeschichte, an der Größe des Betriebes und des Besitzes nichts sich durchgehend gewandelt hat, liegt die Versuchung wirklich nahe, vom Schweizer Bauern als einer Gestalt der ewigen Wirtschaft zu sprechen.

## I.

Um diese These zu prüfen, auf der ein so erheblicher Teil des augenblicklichen politischen Willens in der Schweiz aufbaut, und die Forscher von so hohem Rang sich zu eigen gemacht haben, reicht die Beobachtung der Gegenwart allein nicht aus.

Vielmehr läßt es sich nicht umgehen, auf dem Weg sorgfältigster Induktion die soziale Entwicklung der Bauernschaft in den kritischen Jahren, vielleicht von 1840 bis 1865, Schritt für Schritt zu verfolgen. Vielleicht kann später an die Stelle dieser mühsamen, doch allein sichere Ergebnisse bietenden Durchfurchung des Stoffes eine Zusammenschau der Entwicklung treten.

Zur Charakteristik der entscheidenden Zeit sei hier nur allgemein angedeutet, daß nicht mehr die städtischen Aristokraten und noch nicht die Masse des Volkes Staat und Wirtschaft entscheidend beeinflussten. Vielmehr war das liberale Bürgertum an der Macht, das, gestützt auf hochkapitalistische Handels- und Industrieunternehmen und akademische Bildung, die aufgeklärten Ideale der formalen Freiheit und Gleichheit, ein vernünftiges System und volle Öffentlichkeit des Handelns in Rechtspflege, Verwaltung, innerer und äußerer Wirtschaftspolitik und weitgehende intellektuelle Schulung des Volkes durchsetzte. In der großen Welt vollzog sich später der Umschwung zum Imperialismus und zu seinen Teilgebilden: der intensiven staatlichen „Einmischung“ und dem wirt-

schaftspolitischen Protektionismus, und im Kreise der Bauern vollzog sich die Zusammenfassung in Genossenschaften, Verbänden und politischen Gruppen im Augenblick, da geistig die Massen sich von den Idealen des klassischen Liberalismus losjagten. — Ammann hat den Kampf der Zürcher Bauern gegen die Freisinnigen um Alfred Escher gut geschildert, — und da wirtschaftlich die fremden Kontinente — Amerika in erster Linie — zu Europa mit Nahrungsmittellieferungen in engstem Verkehr traten, das europäische Wirtschaftssystem zur Weltwirtschaft umgestalteten.

Seit Max Huber<sup>2)</sup> ist manche Feder stumpf geschrieben worden, um die kulturgeschichtlichen Elemente zu ordnen, die die Bauerngeschichten Jeremias Gotthelfs enthalten. Weniger bekannt sind die Beobachtungen seines Zeitgenossen, des Ballwiler Pfarrherrn Xaver Herzog, über die Wandlungen im Luzerner Bauerntum.

Seit dem Beginn des XVI. Jahrhunderts hat sein Geschlecht unter der Herrschaft des Propstes von Beromünster mit dem kargen Boden gerungen, mehr als dreißig Geistliche hervorgebracht. Seine Mutter stammte ab von einem Schmied, und Schmied war Xavers Vater. Wenn die Werkstatt ihn frei ließ, arbeitete er auf seinen Äckern. Mit dem Stift, das damals im Kulturkampf um seine Existenz rang, war er, als Vorreiter und Mundschent des Propstes bei feierlichen Fahrten, verbunden.

In diese Überlieferung wurde Xaver Herzog 1810 hineingeboren. In der Jugend litt er unter dem strengen, kämpferischen Geist seiner Umgebung. Auf der Stiftsschule in Münster und während des Studiums in Luzern und Freiburg im Aechtland war er nicht der Mustermensch, den Eltern und Erzieher haben wollten. Für sein Leben gern blies er Flageolet und Flöte, solange er dabei Träumen nachhängen, Stimmungen Raum geben konnte. Sich der straffen Zucht eines Orchesters zu fügen, war ihm jedoch nicht gegeben. Von der Sonntagsmusik zu Sankt Urban schrieb er:

Dem Flötenbläser kamen zuweilen die vielen Pausen zu langweilig, die Töne der Klarinettenstimme zu tief, zu wenig renommierend vor, sodaß er sich dann zur Oktav erheben und durch allerlei Läufe, Kadenzes und Triller sich bemerkbar machen wollte und den Klarinettenbläser weit übertönte und in den Schatten that.

Später zog er den vertrauten Umgang der Bauern von Ballwil, das Wirken im begrenzten Raum seiner Landpfarrei vor, als das Stift ihm ein Chorherrenleben voll streitbarer Verantwortung anbot. Am meisten Leben atmen seine Geschichten, wenn sie den Lebenskreis des alten Luzerner Bauerntums nicht überschreiten. Dann leuchtet fromme Liebe zum kleinsten Geschöpf aus den Sätzen.

An Reichtum hat seine Phantasie nie eingebüßt. Sie trug wohl mit zur Formlosigkeit seiner Erzählungen bei. Denn „allerlei Läufe, Kadenzes und Triller“ kehren auch in seinen Schriften wieder. Doch wer

<sup>2)</sup> Die Rechtsanschauungen in Jeremias Gotthelfs Geld und Geist, Polit. Jahrbuch der Schweizerischen Eidgenossenschaft XXVII, 1913.

Herzog aus der Formlosigkeit einen Vorwurf macht, überzieht,<sup>4)</sup> daß die Novellen während der kurzen Erholung entstanden, die der Pfarrer von Ballwil sich gönnte; daß sie für Bauern geschrieben wurden, denen eine schöne Form nichts, der Inhalt alles sagt. Wenn Herzog sich unbekümmert, zur Zeit der steifen, sauberen Daguerrotypie, in vernachlässigtem Anzug aufnehmen ließ, dann gab in der Frage der Form der Dichter seinen Bauern voll und ganz Recht.

Doch die beschauliche Frömmigkeit verlieh Herzog in allen wesentlichen Dingen einen feinen Sinn für das rechte Maß.

In Luzern tat beispielsweise Herzog 1863 große Wirkung, als er die Herstellung und den Genuß unsinniger Mengen Branntweins schilderte, die damals üblich waren. Und doch konnte er sich als Student nur mit Mühe am Bierschank im Freien Hof zu Luzern vorbeischieben. Kam er wirklich unangefochten bis auf die Kappelbruck, dann schmunzelte er sich wohl Anerkennung: „Xaveri, jetzt hast du dich brav gehalten, komm zurück, du mußt dafür ein Glas Bier haben.“ Nicht als Askese forderte er, gleich Johann Peter Hebel, maßvollen Trunk. Er wünschte den Menschen Sinn für das rechte Maß, der, jenseits alles Rigorismus, in einer tief inneren, gelösten Freiheit des Menschen wurzeln sollte.

Dieselbe gemessene Haltung wahrte er auch im Kulturkampf. Trat er auch mutig für seine Kirche ein, so überblickte er doch begütigend die Scharen, die aus beiden Lagern in die Schlacht zogen,<sup>5)</sup> verlor er die liebende Überlegenheit nie, ohne die er, wie so viele, zum humorlosen, unsachlichen Eiferer geworden wäre.

## II.

Die reife Ruhe bewahrt Herzog auch beim Anblick einer Bewegung, die seine nächste Umwelt angreift, das alte Bauerntum, an dem er doch mit warmer Liebe hängt.

Wie Jeremias Gotthelf, schmerzen ihn die Abkehr seiner Umgebung von der hergebrachten bäuerlichen Lebensweise, die Lockerung des Bauernstandes unter dem Einfluß des anhebenden Hochkapitalismus in Handel und Gewerbe, der freisinnigen Staats- und Lebensauffassung, die um die Mitte des letzten Jahrhunderts Händler und Advokaten, Zeitungen,<sup>6)</sup> radikale Politiker und Lehrer hinaus ins Land trugen.

<sup>4)</sup> So Ignaz Kronenberg, Bd. 1 seiner Auswahl aus Herzogs Werken, Luzern 1913. Dort auch vollständige Bibliographie. Biographische Notizen bei Propst Estermann. Hier benützt die Erstausgaben folgender Werke: Der Götli 1862, Der Leutnant 1862, Neueste Trainirmethode oder probates Mittel gegen die Trunkenheit 1863, Peter Schlänggi der Ratsherr, oder Freiheit und Religion 1867, Einige Bilder aus dem Leben des Ratsherrn Leu sel. von Untereberjol 1845, Der katholische Luzernerbieter 1853—1861.

<sup>5)</sup> So wirkt, was der Katholische Luzernerbieter zum Zehntenloskaufgesetz von 1854 sagt, beinahe vermittelnd im scharfen Kampf zwischen Priestern und Bauern einerseits, liberalen Stadtbürgern auf der andern Seite.

<sup>6)</sup> Einig mit den Stadtzürchern im Willen, einen gehorsamen, an der Scholle haftenden, regelmäßig zehntenden Bauernstand zu erhalten, und im Wunsch, bei den Bauern doch etwas ursprüngliche Lebens-einfalt zu erblicken, schreibt Johann Heinrich Pestalozzi gegen den Plan, ein Monatsblatt für Bauern

Klar sieht er, wie seine Bauern die Attribute ihres alten, organisch gewachsenen Standes abwerfen,<sup>7)</sup> der auf Herkommen, auf blutmäßiger Verbundenheit der zusammenwohnenden Menschen und auf enger Verwachsenheit mit dem Boden, mit dem Tier, mit dem Werkzeug und mit dem Erzeugnis aufbaut. Wie sie, bewußt und geschäftig, sich zu Bürgern eines liberalen Staates zu entwickeln beginnen, zu einer Klasse Vereinzelter, die den Städtern rechtlich schon gleichstehen und nun versuchen, sich ihnen in politischem Gewicht, in Verstandesbildung und äußerem Aufwand anzunähern. Wäre Herzog vollkommen aufgegangen im Kampf für oder gegen die Entwicklung, dann hätte er sie der Nachwelt nicht so genau geschildert und die Bedeutung jedes einzelnen Schrittes vorwärts so scharf erfaßt.

Dabei hängt der Luzerner entschiedener am Alten als Jeremias Gotthelf. Denn ärgert sich der Pfarrer von Lüzelsflüh weidlich darüber, daß seine Bauern im Verkehr mit „Agenten“, Geldgebern und Käsehändlern, mit Wirten und Geschäftsreisenden sich unerfahren und unbeholfen benehmen, so bleibt der von Ballwil bei dem Glauben stehen, das alte fromme Bauerntum allein sei gut, und die es im städtischen Sinne umbilden möchten, seien Verführer und Schelmen ohne Ausnahme.

Vizius bedauert beinahe, als der Hagel Mi dem Pächter die Felder verwüstet, daß die Bauern keine Unwetterversicherung kannten, daß sie den Schaden durch, oft unvorteilhaften, Verkauf von Vorräten und Vermögensbestandteilen (Land, Bauten und Vieh) ausgleichen müßten. Doch Herzog stellt den Versicherungsagenten Af, der die verhagelten Bauern von Nidhausen „bearbeitet“, schlechthin als Gauner dar:

das Herz lachte ihm, als er über die verhagelten Acker hinschritt; denn gerade da blühte jetzt sein Weizen.

An den Gegner von Thier und Fellenberg, den romantischen Ökonomen Adam Müller, erinnert diese Haltung; denn auch der klagt leidenschaftlich gegen die „manufakturirenden Landwirthe“, die die Bindung zwischen Bauern und Scholle aufheben, der Zergliederung und Flüssigkeit des Grundeigentums so Haus und Hof öffneten:

Der Landwirth soll seine vornehme, seine erhabene Stellung an der Schwelle der Natur und der bürgerlichen Gesellschaft ... für immer verlassen und als

herauszugeben (Päd. Blätter f. Lehrerbildung... R e h r XIII, Gotha 1884): Ein Monatsblatt in die Hand des Bauers wird seinen Einfachen Sinn verderben, es wird ihn Neugierig machen, .. — er wird ... sich nach dem künftigen Monat sehnen wie unsere müßigen Bürger nach d Zeitung — Ein volks Buch muß ein geschlecht aushalten sonst ist es nichts nutz — ds volk muß so zu sagen von sm Lehr Buch Erfüllt ihn — daß es meint es könnte nichts Bessers erhalten — diese Steife anhänglichkeit an ein Lehr Buch aber wird durch Monat Blätter zernichtet ... so ein Monat Blatt für Pfarer und die Erleuchteten Stende so mit dem Bauren umgehen — ds were ws anders (S. 274, im Jahr 1781 an Fselin).

<sup>7)</sup> Albrecht, a. a. O. 47, nennt als Symptome des alten, gleichmäßigen Bauerntums eben die Gebilde, um deren Erhaltung Heimatschutz und verwandte Bewegungen heute kämpfen: Bauernhaus und -tracht, Dialekt, Lied und Tänze.

Lohnarbeiter eingehen in die Universalfabrik des städtischen Lebens (N. B. so kennzeichnet er den marktorientierten, rechenhaften Betrieb der Landwirtschaft), die blind ihr Geheiß empfängt und ihre endliche Vergeltung im Krankenhause.<sup>8)</sup>

Den Helden Joseph Leu von Ebersol, der die gläubigen Bauern in den Kampf gegen das aufgeklärte Bürgertum führte und in diesem Kampf den Tod fand, hat Herzog unbedingt bejaht. In seinem Nachruf findet sich das geschlossenste Bild des alten Bauerntums:

Mehr als ein Jahrhundert lebten Leu's beidseitige Voreltern in Ebersol, hüteten auf den öden Weiden ihr Vieh, schnitten das kurze Korn, lebten von Milch und dürrer Obst, ohne Gebranntes, ohne Most und Kaffee. Der Auslagen waren keine, weil keine Bedürfnisse, dabei überall die größte Sparsamkeit, weil die Erzeugnisse des Bodens hundert mühsame Veränderungen durchmachen mußten, bis baares Geld daraus geprägt war. Es häuften sich wohl in einfacher Haushaltung, bei beschränkter Lebensart und steter Arbeitsamkeit mit der Zeit Mittel; aber weil man erst Jahr um Jahr um einiges an Reichtum gewann, so wußte man kaum, daß man mehr als sonst besitze, hatte deshalb weder Hochmuth, noch durfte sich Eitelkeit oder Luxus zeigen. Wer das Leben in einem solchen Dörflein kennt, in seiner regelmäßigen Einförmigkeit, zumal in jener Zeit, wo der Nachfolger nur die Kleider seines Vorgängers trug, eine ... rote Weste eine ganze Generation aushielt, und ein runder Huth zur Bedachung in Sturm und Wetter genügte, wo in Feld und Haus auch nicht das Mindeste an alter Übung geändert werden durfte, wird wohl wissen, daß da die Jugendjahre ... wenig Abwechslung darbieten, der eine wächst auf wie der andre, und alle wachsen den Alten zu... Wenn es am Morgen Betglocke läutet, steht man auf und geht nicht von der Arbeit, bis die gleiche Glocke vom Posten ablöst; vielleicht auf die Kirchweih kommt jemand aus der Verwandtschaft; ist aber jemand krank, so sieht man auch den Pfarrer und den Doktor, höchstens zweimal im Jahr kommt ein Kapuziner, sein Almosen zu heischen. Geht es etwa in die Weite, so ist es in die Stadt an die Romfahrt,<sup>10)</sup> auf einen Markt mit dem Vater, oder auf das Johannesfest nach Hohenrain.<sup>11)</sup>

Gering glaubt Herzog bei solcher Lebensweise die Unterschiede zwischen Bauern und Dienstboten:

in der Arbeit, wie in den Kleidern. Eine Magd kam als schwächliches Kind ins Haus und starb bei ihnen, sie ... war die treue Gefährtin aller Töchter, welche ihrer Kränklichkeit in allen Arbeiten schonten. Einer andern nahm die Marei (die Meisterstochter) alle schwerern Arbeiten durch das ganze Jahr hindurch ab, weil sie von ihr ein Fazenettli erhalten, so sie von einem geistlichen Better bekommen. Die Knechte blieben oft viele Jahre im gleichen Dienst, denn strenger als die Arbeit, war mehr die Hausordnung und die Gewissenhaftigkeit, womit ihre Lebensordnung beaufsichtigt war.

Schärfer als Gotthelf erfaßt der Pfarrer von Ballwil einen Zug am alten Bauerntum; denn sein Verschwinden gefährdete den Bestand der Klöster. Von den Gliedern alter Familien, die lange Zeit auf

<sup>8)</sup> Ausgewählte Abhandlungen, S. 73.

<sup>10)</sup> Alljährliche wichtige Prozession in Luzern.

<sup>11)</sup> Vom Berner Bauern sagt S. 13 seiner Rückblende eines alten Berners Emanuel Friedrich von Fischer: Nicht Mangel an Vermögen, ebenso wenig Unkunde dessen, was auswärts vorgieng (denn Kriegsdienste brachten den reichen Bauernsohn wie den Städter weit herum), verhinderten ihn (bis gegen 1825!), neue Bedürfnisse sich anzugewöhnen und andere Gebräuche anzunehmen; sicherer bewahrte ihn davor das feste Beharren im Gewohnten, welches einen Charakterzug des Bernervolkes ausmachte.

demselben Hof saßen, sagt er, sie hätten ehemals in ihrer Wirtschaft, so auch in der Frage der Heirat, mehr auf das Gedeihen des Hofes, auf den Bestand des Geschlechtes gesehen, als auf die eigene Person. Deshalb sei es ihnen leicht gefallen, sich einzuschränken, wo jetzt die junge Generation ihr Menschenrecht beeinträchtigt sehe.

Nicht bloß in jedem Haus war so ein Vatersbruder, dem die Kinder Götter sagten, sondern oft war von mehreren Brüdern nur einer geheiratet, und zwar gewöhnlich der jüngste. . . So hieß es, wenn der jüngste den Dreißig zugeselte: „der Chli chönnt doch hüröthe“, damit für das Hauswesen gesorgt sei, . . . damit 's Geld bei einander bleibe und der Stamm nicht aussterbe. Die Ledigen übergaben sich sodann dem jüngsten zu ledig und eigen (oder sie traten in ein Kloster, wurden Weltgeistliche!), halfen ihm hausen und schaffen und sahen in seinen Kindern ihre eigene Familie. Alle theilten das Glück und Unglück, brauchten wenig und was sie erhauseten, das floß alles zusammen. Auf diese Art war es keine Kunst, zu Kapital zu kommen; die Höfe blieben bei einander, und wenn sie auch wenig abtrugen, so gab es auf diese Art doch reiche Bauern.

Die Auflösung dieser blutmäßigen Gemeinschaft, die an manchen Orten<sup>12)</sup> beobachtet wurde, schreibt Herzog in den Luzerner Verhältnissen, wo keine Industrieerdienste weiter lockten, richtig dem allmählich eindringenden, liberalen Individualismus zu. Er faßt die unfromme Weltanschauung so zusammen:

Jeder Mensch ist für sich da. . . Es solle ein jeder sein Stück Welt nehmen und sein Leben so theuer und lustig machen als möglich. . . Je mehr Volk, desto besser ist das ganze Land bestellt! Besonders wollte man von diesem durchaus irdischen und sinnlichen Standpunkte aus allen Menschen zur Pflicht machen, daß sie durchaus heirathen müssen.

Bei dem allgemeinen Drang zur frühen Heirat und zum eigenen Hof bildet sich eine neue Art der Land-Wirtschaft heraus. Der Boden wird weit nachhaltiger bebaut als früher, doch auf kleinen und kleinsten Gütern, mit geringen Reserven, und die Reinerträge verschwinden wegen der hohen Kosten, die aus Bauten, Hilfsmitteln der Erzeugung und gesteigerten Lebensansprüchen entstehen.

Wenn jetzt ein Hof zehn Kühe erträgt und früher nur drei und das noch magere, und wenn jetzt drei Höfli aus einem Hof gemacht werden, so haben diese am Ende des Jahres doch weniger als früher bei drei Kühen, und von Vorschlägen (Kapitalbildung) ist keine Rede, wohl aber von Rückschlägen, böss haben und Verarmung, wie die Gegenwart zeigt.<sup>13)</sup>

<sup>12)</sup> Die beste Darstellung, auch aller Folgen, in Gotthef's Schuldenbauer; sonst: (Fetscherin), Briefe über das Armenwesen, vorzüglich im Kanton Bern. Bern 1833. Johann Ludwig Sphri, Der Pauperismus der Zeit, mit vorzüglicher Berücksichtigung der östlichen Gegenden des Kantons Zürich. Zürich 1848. Dieselbe Erscheinung, doch nicht durch die liberale Ideologie, sondern durch die lohnende ländliche Hausindustrie verursacht, beobachten gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts die Pfarrer der Ascetischen Gesellschaft Zürich für die ganze Ostschweiz, Johann Heinrich Pestalozzi für den Aargau, andere für die Berner Vogteien gegen Biel und Solothurn hin.

<sup>13)</sup> Hier vollzieht Herzog eine Scheidung zwischen dem dauerhaften wirtschaftlichen Ertrag eines Guts und dem technischen, oft mit unverhältnismäßigen Kosten erkauften Ertrieb (der intensiven Bebauung), nach der man in der Zeitschrift der damaligen Luzerner Ökonomen, dem „Landwirth“, lange vergeblich suchen würde.

Herzog sieht aber auch, daß wo jedermann der freisinnigen Glücksvorstellung folgen, jedermann selbständig und gebildet sein wolle, unter den Bauern selbst und zwischen Bauern und Dienstboten das Gefühl sozialer Ungleichheit auffpringen müsse.

Gestatten beispielsweise die Gemeinderäte eine Heirat bloß, wenn der Bräutigam sich über ein bestimmtes Vermögen ausweist — denn nicht anders wußten die Gemeinden ihr Armengut mehr zu schützen —, so wird in den Augen des Volkes das Heiraten zum Vorrecht besitzender Bauern. Früher hatten die Klöster die Unterschiede noch etwas verwischt; denn als geistliche Herren waren Arme und Reiche gleich geehrt. Die Luzerner Klöster waren aber zu einem großen Teil aufgehoben; der Unterschied kam den Armen klarer zum Bewußtsein:

Nicht aus Begeisterung bleiben sie ledig, sondern weil sie von der Gemeinde den Abschlag bekommen, nicht aus freiem Willen, sondern mit verbissenem Grimme, nicht aus Liebe zu Gott, sondern aus Furcht vor den Menschen, nicht aus Liebe zu den ihrigen, sondern wegen dem kalten Buchstaben des Gesetzes, oft sogar ein Opfer bürokratischer Willkür, politischen Hasses und anderer Zufälligkeiten. Die Armen leiden darunter, daß man Einrichtungen, die aus dem Boden des Christentums hervorsproßten, und die man bei allen Dornen doch gerne trug, daß man diese in Jubel und Triumph aufhob und zerstörte, während man nach einigen Jahren doch wieder zu den gleichen Formen zurückkehrte, aber eben nur zu den leeren, drückenden Formen ohne ihren früheren Geist. Man hat die Armuth um Christi willen aufgehoben und zerstört, darum hat man die Armuth um der Welt und der Reichen willen und Waisenhäuser statt der früheren Klöster.

Von einem bäuerlichen Stande kann nur gesprochen werden,<sup>14)</sup> wenn unter den Bauern das Gefühl lebt, Staat und Gesellschaft seien von Gott geordnet. Doch wenn sie, in ihrem Drang zur Selbständigkeit, den Reichthumsunterschied zwischen den Dorfgenoßen als ungerecht empfinden, dann hat in ihrer Vorstellung die Klasse, die auf Vermögensunterschieden aufbaut, unabhängig davon, wo und wie das Vermögen erworben sei, die Idee des gottverordneten Standes verdrängt. Nähr-, Wehr- und Lehrstand treten zurück, wenn der soziale, nicht zuletzt geistige Zwiespalt dämmert zwischen dem Armen und dem Reichen.

Die Umgruppierung erfolgt in Luzern verhältnismäßig spät; Bekennnis und geringere wirtschaftliche Not hielten sie hinten. Pfarrer *Fetjcherin* hat sie im Bernbiet bereits 1830 beobachtet<sup>15)</sup> und in den Fünfziger Jahren faßt *Gottlieb* Eindrücke zusammen, die auffallend ähnlich lauten:

Es ist die Armut eine andere geworden, als sie ehemals war, wo sie in jedem Volke lebte, einem Altare gleich, auf dem das Volk opferte, seinen milden Sinn zu bezeugen, wo sie ab- und zunahm, je nachdem der Herr seine milde Hand öffnete; sie hat ihr eigenes Leben erhalten, diese Armut, sie ist eine Wucherpflanze geworden, die sich ausbreitet. . . Da erfährt einen Angst tief und groß, wenn man dieses schleichenden Ungeheuers Köpfe wachsen und kaffen sieht. . . Das Schreckbare an der Armut dieser Zeit liegt nicht nur in ihrem stetigen Anschwellen, sondern auch in der eigenen drohenden Haltung, welche sie gegenüber dem Reichthum eingenommen hat.

<sup>14)</sup> Vgl. Anm. 2.

<sup>15)</sup> Vgl. Anm. 5.

Noch 1818 behauptete Joseph Segeffer Sohn: eine Frau müsse unglücklich werden, wenn sie die Tracht ihres Standes gegen „herrschelige“ Kleider vertausche! Jacob Heinrich Meister berichtet dasselbe aus dem Bernbiet, getreulich kopiert Tillier die Beobachtung in seiner Berner Geschichte; bald sollte es anders werden.

Wie häufige Beispiele könnte man nicht aufzählen, behauptet Segeffer,<sup>16)</sup> daß junge unverdorbene Mädchen ab dem Lande, die wegen Armuth . . . in der Stadt Dienst suchend, allda, entweder aus leichtsinniger Eitelkeit, oder von anderen aufgemuntert, oft nur von einer geschwägigen Trödelfrau . . . dazu beredet, ihre ländliche, gewöhnlich so vortheilhafte Kleidung gegen die städtische vertauschte. Wenn nun ein solches umgemodeltes Landmädchen . . . heimwehvoll das Land wieder an die Stadt vertauscht, so wird sie da in ihrer Metamorphosirung ausgelacht, von Reichen und Armen als hoffärtig und eitel verachtet; und die Arme, die jetzt ihre Bekleidung selbst von Herzen bereut, aber aller Mittel entblößt ist, sich wieder eine ländliche Kleidung anzuschaffen, wird so lange geneckt, geplagt, selbst von Vorgesetzten (Gemeinderäten) mit Härte behandelt, bis sie endlich gezwungen das ihr einzige noch übrige Mittel ergreift, und wieder dahin kehrt, wo sie hergekommen ist. Hier geräht sie dann gewöhnlich in die Hände der Mädlerrinnen, von welchen sie, unter dem Titel einer Dienstauffindung lange hingehalten, vollends um die letzten übriggebliebenen Kreuzer geprellt wird.

Die Baselbieter in Gotthef's „Hansjakob und Heiri“ beneiden schon ein Paar aus dem Dorf, das zum Weben in die Stadt gezogen ist:

Wenn die Mädchen in der Ernte schwitzten, . . . dachten sie ans Kathrinli, wie kühl es hätte in der Stadt, und wie weiße Hände es kriegte am Schatten. Wenn die Burschen beim Wein saßen, sprachen sie von Heiri, wie der es habe, wie der daherkomme (angezogen sei) und Geld habe nicht bloß zum Verklopfen, sondern zum Fressen.

Herzog steht am Ende der Entwicklung und beklagt sein Babeli, das städtische Kleider bekommt:

Welch' ruchlose Hand hat denn die Brandfackel in das stille Heiligthum dieser seligen Seele geworfen und wer hat es gewagt, den klaren, ruhigen See dieses Gemüthes zu trüben und in wilde Aufregung zu stürzen? . . . Ach! es war's Liseli. . . Liseli war ein artiges Kind, geschickt im Lesen und Schreiben und vorzüglich im Tanzen, denn sein Bruder ist Lehrer, hat eine Geige und so wird da jeden Sonntag getanzt, alle Sorten Tänze vom alten Dreher bis zur erst gestern im Palais Royal neu erfundenen Quadrille werden da aufgeführt. Liseli gleicht mehr einer Stadtochter und sucht nach und nach alle Spuren des Landmädchens an sich zu verleugnen. Mit dem achten Jahr trug es einen wattierten Fedlitschopfen, im zehnten hatte es die Züpfen schon aufgebunden und trug einen Kamm; . . . im zwölften Jahr trug es schon eine gefältelte Coulotte und im vierzehnten war ihm schon ein Schatz untreu geworden und es schrieb ins Tagebuch die allerverzweifeltsten Sachen, daß Werthers Leiden ein Spaß dagegen sind. . . Liseli kam viel ins Dorf und war besonders wohl bekannt in der Pinte, . . . wo sich alle Notabilitäten sammelten und wo kein Sonntag verging, an dem nicht sogar jemand aus der Stadt kam und Liseli dann aufwarten mußte. . .

Das Bauernmädchen übernimmt also Kleidung und Gehaben von:

<sup>16)</sup> Joseph Segeffer, Sohn, über das Verarmen der Schweiz und die Mittel dagegen, Luzern 1818.

den Dorfgenossen, die am meisten mit Städtern verkehren, von der Wirtstochter, von den Frauen des Metzgers und des Schreibers.<sup>17)</sup>

Die Bauern dagegen übernahmen städtische Gesittung und Denkweise im Militärdienst, in der Politik, an Marktfahrten und Schützenfesten.

Lange bevor Herr Esau im Druck bekannt geworden ist, der seinen Sohn an das eidgenössische Schützenfest nach Chur schickt, hat Herzog einen Wagen seiner Hinterländer an den Schweizer Schießet in Luzern begleitet.<sup>18)</sup>

Gleich Bizius und Andreas Heusler,<sup>19)</sup> ist er dem rauschenden Überschwang der gemeinschweizerischen Feste feind. Nicht weil ihm Vaterlandsliebe oder Sinn für den — ungepflegten — Ausdruck gesunder Lebensfreude fehlen. Denn Herzog ist so wenig Asket und so sehr Patriot, wie Dekan Stalder von Escholzmatt, der vor der Helvetischen Gesellschaft 1794 sprach über schweizerische Volksfeste und schweizerisches Volksleben in alter und neuer Zeit.

<sup>17)</sup> Eine vierte Gestalt, die an der Weitung des bäuerlichen Bedarfs schöpferischen Anteil hat, ist Herzog wie Gott helf gleich verhaßt: der Hausierer, Krämer, der Jude sein kann, später „Commis“ genannt wird (vgl. hiezu ergänzend: Vom Ursprung der Mode, in: Schweiz. Zeitschrift für Betriebswirtschaft und Arbeitsgestaltung XXXV, 11); schon lange vor unserer Zeit treibt er sein Wesen. So berichtet Emanuel von Graffenried voll Zorn aus seiner Herrschaft Burgistein den Berner Ökonomen: „Die Hausväter klagen stark über den zunehmenden Pracht, welcher nur seit 15. bis 20. Jahren sehr gestiegen seyn sollte; auf mein Befragen, was die Ursache davon sey, haben sie theils die gepuzten Mägde aus der Stadt, welche ihnen neue Muster auf das Land bringen, theils die häufigen Krämer auf den Dörfern angegeben, und wie mich deucht, mit vielem Grunde; man kennt die Neigung zur Nachahmung, und die Krämer auf den Dörfern, die wenig zu gewinnen haben, spiegeln neue Überflüssigkeiten, bis ein einfältiges Bauern-Mädchen etwas findet, das ihm gefällt, es kauft sich ein Stuck, seine Nachbarin, die es sieht, muß es auch haben, und läßt deßwegen dem Mann oder Vater keine Ruhe“ (Abh. öf. Ges. 1761, 2. St. 395). Und der Zürcher Hans Rudolf Maurer findet es 1794 „ein seltsames Schauspiel, wie (damals bloß in der Grafschaft Baden und im Jura!) des Juden geschwäzige Zunge eitle Bauern durch den Reiz von Vortheilen einlädt; ... tausend namenlose Dingelchen sind es, welche ... ihre Kinder und ihre überall herumhausierenden Knechte an allen Straßen anbieten, und mit seltener Beredsamkeit einschwazen. Ihr Betrug ist desto häufiger, je geringer er ist, und da er keine gerichtlichen Klagen werth ist. . . Diese Art von Handel ist desto ausgebreiteter, weil sie größtentheils durch Tausch geschieht, der den Bauer ohne Barschaft so leicht ankommt. . . Man hat oft Mühe, sich von den kleinen Krämern loszuwinden, die stehenden Fußes von der Feder auf dem Hut, bis zur Schuhschnalle herunter ihren Mann schäßen, und überall etwas geschmackvollers, oder glänzenders, oder wohlfeilers anzubieten haben. . . Im ganzen ist's die Armuth, und die . . . Verödung des Landes: es ist die klägliche häusliche Lage der niedrigsten Volksclasse (erinnert diese Beobachtung nicht an die Schilderungen Pestalozzi's?), die den wagenden Jud, und die Lüstertheit des weiblichen Geschlechts, die Eitelkeit der Jugend, welche den Kleinkrämer unter den Juden, die nöthige Subsistenz verschaffet.“ (Kleine Reisen im Schweizerland, 179—182.)

<sup>18)</sup> Luzernerbieter 1854. „Der Herr Esau“ erschien vor wenigen Jahren in der Rentisch-Ausgabe erstmals.

<sup>19)</sup> Vortrag Prof. Eduard His in der letzten Winter Sitzung der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft Basel: Rathherr Andreas Heusler und seine Basler Zeitung. Zeitungsreferat der Basler Nachrichten.

Doch besorgte er, daß seine Bauern sich bei solchen Feiern an die, mit starken Worten prunkende Ideologie der Radikalen verlören, mit wertvollen Traditionen brächen, auf denen allein ihr Alltagsleben weiterbauen konnte. Er fühlte den begrenzten Wert der leidenschaftlichen Kämpfe, die in der jungen Eidgenossenschaft und nicht zum wenigsten an ihren Feiern ausgefochten wurden, und fürchtete, seine Hinterländer ließen sich zu einer Haltung hinreißen, die sie auf die Dauer nicht tragen könnten, da ihnen die Voraussetzungen für eine überlegte Stellung so ziemlich ganz abgingen. Philipp Emanuel von Fellenberg sieht sich im Gegenteil 1844 bewogen, den „Segen Gottes“ nachzuweisen, den die St. Jakobs- und Scharfschützenfeste ihrem Vaterland zu gewähren vermögen.

Den Bauern Franz, durch den Herzog während der Luzerner Schützenfahrt zum Leser spricht, peinigt der Gedanke, daß er nicht, wie jeden Sonntag, die Frühmesse in der Dorfkirche gehört habe. Beim Morgenimbiß darf er nicht, wie jeden Tag, Mehlsuppe essen:

das sei nur Geiz, an so einem Tag müsse man Wein trinken, es sei nicht immer Schießet, er solle thun wie die andern. „Es sei hier kein Sonderbund, sondern alles gleich“, wie sie ja auf dem Wagen die Gleichheit (als Transparent) auch aufgehängt hätten.

Wie am späten Abend, bei der Heimfahrt, den Franz eine andere Tafel stets an den Kopf stößt, ruft ein Kumpan ihm mißlaunig zu:

Reiß sie ab, was brauchen wir noch Brüderlichkeit, wenn der Schießet aus ist!

Herzog sieht klar, daß die Bauern seiner Zeit sich notwendig innen und außen wandeln müssen, wenn sie Bedeutung innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft und des bürgerlichen Staates bewahren wollen. Die Artikel der Landpresse klingen gleich, ob sie nun aus der Hand der (städtisch gebildeten) Redaktoren oder von Bauern stammen.

Erscheinung und Gebaren der Bauern, die in der neuen „Welt“ Erfolg haben, schildert Herzog als durchaus bürgerlich<sup>21)</sup>:

Wenn einer am Sonntag dahersteigt, ungefähr wie ein Nationalrath, mit wildem Schnauz, ... eine Zigarre im Maul, mit schwarzem Rock und Atlas-Schule, einem braunen Filz, Watermördern, silberner oder gar goldener Uhrkette, gewürfelten Hosen, — so ist's der Egghaus; wenn einer im Döfen am großen Tisch mit der Kreide einen langen Strich macht und sagt: „da ist Hochwil und da liegt meinethalb Flückigen, und die Straße muß hier durch die Lochmatt“; oder das neue eidgenössische Reglement erklärt, oder den Wacht-

<sup>21)</sup> Diese Gestalt des „Dorfbonzen“ ist etwas wesentlich Neues; Pestalozzi's Bauern dulden aus altem Hang zur Ausgeglichenheit und aus ursprünglicher Frömmigkeit die Hybris ihres Untervogtes Hummel noch nicht auf die Dauer. Wenn Albrecht, a. a. O. 47, nach dem Vergleich der altgotischen Malereien von Bauerngesichtern und neueren Wiedergaben typischer Bauerngestalten, feststellt, unter der Macht der Überlieferung „verschwinden die in der Persönlichkeit ausgeprägten individuellen Besonderheiten der einzelnen bis zu einer Grenze, die wohl bei keinen andern Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft höher gelegen ist, als bei dem Bauern,“ so liegt in der von Herzog geschilderten, sehr persönlichen Ausprägung des Dorfpolitikers ebenfalls eine wesentliche Abweichung vom alten Bauertum.

dienst, oder wie man ein Duell besteht, oder wie man schnell um die Welt herum wäre, wie man eine Eisenbahn anbringen könnte, oder was besser sei beim Militär Schuh oder Stiefel, in der Schule lautiren oder buchstabiren, in der Politik radikal oder konservativ, Republik oder Kaiser, in der Religion reformirt oder gar keine, katholisch und wie vielerlei katholische Religionen es gebe, — so ist es der Leutnant aus der Egg; wenn einer nicht weiß, ist etwas Gold oder Simelot; soll er unter d'Jäger oder Scharfschütz; soll er hinten oder vorne anbauen, die Kirchen verkaufen oder selber brennen; die „Gülte“ im „nidsi- oder obsi-Hästli“ usführe; soll er frankiren oder nicht, soll er über Basel oder Genf, soll er seine Stimm dem Meyer oder Peyer geben — im Nationalrath; soll er zum K dokteren oder zum N; soll er Actien auf die Central- oder Ost-Westbahn nehmen; soll er geistlich werden oder Jurist, soll er heiraten oder nicht, soll er für Aufhebung oder Beibehaltung der Klöster, für Revision oder Nichtrevision stimmen; soll er Gold mitnehmen oder Silber, — so heißt es überall: „frög' den Posthalter“ und das ist der Hans. Der Hans ist an allen Orten; beim Schulexamen ist er Inspektor und hält eine Rede; bei der Feuersprize ist er Commandant und muß ab danken (bei Gott helf dankt noch der Pfarrer den Nachbarn, die beim Löschen einer Feuersbrunst mit-helfen!); bei den „Viehg'schauern“ ist er Präsident und gibt hie und da „wüster“ Ware anstatt „schöner“ den Preis; muß 's Militär ausrücken an Musterungen, „Schießet oder Kilbi“, so ist er der Erste und Letzte an allen Orten: ist eine Gant, Steigerung, so sitzt er hinterm Tisch und schreibt; ist eine Gemeindeversammlung, so ist er im Büro; ist eine „Aufrichtung“ (Fest nach dem glücklichen Abschluß des Rohbaus eines Hauses) oder sonst ein „Mahl“ oder Lumpentag, so ist Hans der Festordner und Toastirer; nur in der Musikgesellschaft ist er nicht, und nur wenn einer nirgends Geld weiß, schießt ihn Niemand in die Egg — zum Hans.

### III.

Weder dem Charakter noch der geschichtlichen Stellung Xaver Herzog's würde es entsprechen, empfände er große Freude am Drang zur politischen Wirksamkeit, der in den Bauern jener Zeit erstarkte und beispielsweise seinen Ausdruck fand in der Gründung neuer Gemeinden, in der Schaffung neuer Gemeindeanstalten, wie Schulen, Armenhäusern, und endlich in der Verbesserung der Gemeindeverwaltung.

Denn der politische Trieb war erwacht, seitdem die Kantonsverfassung von 1830 den Bauern wirksame Mitarbeit in kantonalen Dingen gestattete, seitdem der Freisinn, mithin auch eine gewisse kirchenfeindliche Selbständigkeit unter dem Landvolk sich auszubreiten begann. Vor allem erwachsen den Geistlichen in Lehrern, Wirten, Agenten und reichen Bauern, die nach politischem Einfluß strebten, innerhalb der Gemeinden gefährliche Widersacher. Einen solchen Gegner schildert Herzog; oft fühlt man sich an das Bild des Untervogtes Hummel erinnert, das Pestalozzi in „Lienhard und Gertrud“ entwirft:

Der Präsident wußte um alles, was ging; er vernahm jeden Morgen, was die Nacht gegangen, . . . wußte, was er wollte, kannte seine Leute, Freund und Feind, hatte hinter sich die Regierung, war nicht verlegen um die Mittel. . . Wie der Storch einen Frosch, so hielt er seine Leute fest im Schnabel, und wie sie auch zappelten, sie mußten sich ihm doch ergeben, von seinen Gegnern aber fraß er einen um den andern auf, der stolze Dorfkönig. . . Er ließ dem jungen Posthalter sagen: Wenn du nicht für mich stimmst, so hast du aufgehört, Posthalter zu sein. Zu gleicher Zeit mußte einer der wenigen zähen Anhänger des Weihwedels versichert werden, wenn er am Sonntag wenigstens

nicht gegen den Präsidenten Stimme, oder nicht an die Gemeinde (Gemeindeversammlung) komme, müsse er Posthalter werden; komme einst die Post der neuen Straße nach über Kirchdorf, so werde dies Amtli seine 400 Franken eintragen. So bedrohte er alle seine Vasallen, den Holzbannwart, den Salzauswäger, die Schreiber und Weibel, die Straßentnechte, und die so an Märkten die Stände, Buden aufrüsteten, die Handwerker, die ihm persönlich oder ins Waisenamt Arbeit lieferten, die Krämer und Unterstützungsbedürftigen bis zum Blasbalgzieher hinab, und ließ allen Gegentheiligen, allen Schwankenden und Abhängigen, Jedem ließ er das Amt des Andern versprechen. . . (Nach seiner Wahl) kamen alle berühmten Herrschaften, solche, welche schon etwas hatten, wie die Beamteten . . . und solche, welche erst etwas werden wollten und den Einfluß des h. Großraths nothwendig hatten. . . Bald kam eine Schützengesellschaft, dann ein Gesangverein, dann etwa ein paar Akrobaten, ja ganze Schulen mit ihren Lehrern machten dem gewaltigen Mann der „Freiheit“ den Hof. . . Wer in einen Prozeß verwickelt war und nicht gute Aussichten hatte zum Gewinnen, der ging nicht den Richtern nach, sondern zum Präsident, dessen Weisheit Strahlen warf wie Garben. . . Was der Bonaparte ist für die große Welt, für die Diplomaten, für Fürsten und Völker, und was Einsiedeln ist zum Beispiel für alle, die mühselig und beladen sind, in geistiger und leiblicher Beziehung, das war die „Freiheit“ im Politischen für alle rings umher, von den einen gefürchtet, von den andern gehaßt, beneidet von Allen und geschmeichelt von Vielen. . .

Der Wirt zur Freiheit widersetzt sich auf allen Gebieten der Politik dem Einfluß des Priesters; selbstverständlich steht sein Schulideal dem des Pfarrers Herzog genau entgegen:

Schon längere Zeit sprach man von einer höheren Schule in Kirchdorf; sie hörten, daß man in größeren Ortschaften allerlei neue Schulen errichtet habe, und nun wollten sie in der Freiheit unten auch nicht zurückbleiben und beriethen nur, ob es eine lateinische oder eine polytechnische sein sollte, denn in der Hauptstadt hatte man eine polytechnische und diese sei vorzüglich gut, um schnell reich zu werden und einen Ort berühmt zu machen. . . Die lateinischen führen nach Rom, zu den Kapuzinern und in die Weiberklöster, . . . sind . . . für Geistliche; diese haben uns lange genug an der Nase herumgeführt, und unter dem Joche gehalten, wir wollen eine Schule für das Volk, denn vom Volke geht alle Gewalt aus, darum muß es Schulen haben, es muß den Schwarzen gewachsen sein, sie zu führen und auch einmal über sie zu regieren.

Den eigentlichen Vorgängen, den tüchtigen Kräften, die die politische Befreiung unter der Bauernschaft zweifellos ausgelöst hat, wird Herzog nicht gerecht. Er schildert mehr die dunkeln und die lächerlichen Seiten der Erhebung. Doch sind die Einzelheiten so wenig ironisirt, so scharf beobachtet, daß sie, in ihrer Gesamtheit, die Wirklichkeit jenes Lebens gleich stark zur Anschauung bringen, wie jede, noch so trockene Verfassungsgeschichte. „Peter Schlänggi“ zeigt den Aufbau einer freisinnigen politischen Gemeinde am Beispiel des weltfernen Weilers Krän.

Der Exerziermeister Gnagi hat im Leuen zu Luzern davon läuten hören,

daß jetzt das Regiment meiner Gnädigen Herren und Oberen aufgehört, die Zöpfe weg und die Aristokraten; daß nun 's Volk Meister sei, und am nächsten Sonntag seien wieder Wahlen.

Mit dem trügerischen Versprechen eines beliebigen Amtleins fängt ihn der radikale Agent:

Ihr habt da oben auch noch so Aristokraten bei euch, der alte „Kaplan“ da, der Märteli, geht mir wohl zu viel zu den Kapuzinern, gibt nur acht auf ihn, der ist nicht sauber, . . . mit denen Vögeln muß man abfahren, schmieden, weil 's warm und schneiden, wenn es Ernte ist, es kommt da auf einen Saum Wein nicht an. . .

(Sein Freund bringt den Gnagi auf den Gedanken, aus Krän eine Gemeinde zu machen.) Eine eigene Gemeinde! Wie mit einem Zauberschlag stand ihm alles neu vor den Augen. . . Der Gnagi ging heim, als ob er auf hohen Stelzen laufe. . . Eine eigene Gemeinde mit eigenem Ammann, Verwalter, Behörde, Schreiber — Himmel, wie gäbe es da Ämter! . . . Die Vorder- und Hinterbüeler müssen sich auch von Nullenegg trennen und zu uns halten, ebenso der Bodensatz und der Gürber am Stuß, der kann über dieß noch schreiben und du mußt Waisevogt werden (sagt Gnagi seinem Freund Bier-Lünz) und ich Gemeindeammann, wir wollen's den Donneren schon zeigen und nicht immer ihnen nur den Hund machen, sie bezahlen, immer wählen und nie gewählt werden.

Über den Werdegang der neuen Politiker weiß er zu berichten:

Man wird nicht gleich Ammann, da muß man viele Stufen erklimmen und von der Pike anfangen! Zuerst ist einer Präsident in einer Lesegesellschaft, dann Redner bei Kugeltröleten und Schießeten, dann ist einer Stimmzähler an der Gemeindeversammlung, sodann wird einer Beistand, . . . wird in eine Rechnungskommission gewählt, ja unser Held hat schon zweimal den Bericht eines solchen Ausschusses nicht bloß abfassen, sondern ablesen müssen und denselben „mit ein paar Worten“ begleiten. . . Seit einem Jahr ist nun aber Schlänggi Supleant und da ist es bis zum Eintritt in den Gemeinderath nur ein Schritt! . . . Die Wahl kam und Schlänggi wurde fast einstimmig zum Ammann von Klän gemacht. Er zahlte seinen Kollegen einen Eintrittstrunk, daß er nun ihr Kollege sei, und in ihre Verbindung aufgenommen, und der erste Tag, das Morgenroth einer neuen Bahn verkündete wenig Gutes, denn der Peter kam mit einem Kausche heim, oder vielmehr der alte Gemeindeammann führte ihn.

Alles setzt der junge Magistrat daran, sich Würde und Ansehen zu verschaffen:

der neue Ammann hatte einen herrlichen Schreibtisch machen lassen, zum Stehen und zum „Hocken“, mit allerlei verborgenen Gehalten und drei Drucken, er kostete ihn bei 200 Franken und war ein Prachtstück, vorzüglich gefiel es ihm, daß er in der Mitte einen Spiegel hatte, so daß er jeden Augenblick, wenn er saß, hineinschauen konnte, um zu wissen, wie ihm die Feder im Mund und sein Cerevis auf dem Kopf anstehe.

Es kommen viele Leute, die mit ihm reden wollen, und er macht jedesmal ein schrecklich wildes und wichtiges Gesicht und sagt etwa: so, so, ich will's ad acta nehmen, will's aufschreiben, darüber nachstudiren, — die Gesetze und Paragraphen aufschlagen — an mir soll's nicht fehlen, du kannst dich auf mich verlassen. Aber wenn er irgendwie Auskunft geben sollte, sagte er gleich: wir wollen auf d'Ranzlei hinab, hab die Schriften drunten, und so brauchte er seinen schönen Schreibtisch bloß, um ihn den Leuten zu zeigen!

Auch in den Großen Rat kommt der tüchtige Peter Schlänggi; ein Advokat hatte nämlich den Bürgern von Krän erklärt, wenn sie einen Mann im Rat besäßen,

einen Mann von Mund, Gewandtheit und Popularität . . ., daß man von Euch etwas wüßte, Ihr könntet noch eine Eisenbahn bekommen, nicht bloß eine Straße, eine Winterschule, ein Briefloch, eine Salzbutte, einen Holzbannwart, einen Zoller, einen Schulinspektor, einen Richter.

Auf dem Gang, den wir an Herzogs kundiger Hand durch verschiedene Lebensgebiete der Bauern getan, haben wir erfahren, daß sehr gewichtige Gründe und, mehr noch, warme Liebe zu den Menschen, die ihm zunächst lebten, Bedenken in ihm wachrufen gegen die grundsätzliche Abkehr seiner Zeit vom Herkommen in Staat und Wirtschaft. Seit dem Beginn des Kampfes zwischen Zeitgeist und Luzerner Geist sieht er bang über die Reihen der Streiter und fragt sich, was wohl bleiben und was vergehen werde. Auf die Jahre zwischen 1830 und 1850 blickt er mit Grauen zurück:

Überhaupt fing man bei jenem Umschwung der Zeit an, sich immer fremder zu fühlen, es schien eine Verwandlung sich des ganzen Landes und der Leute zu bemeistern. Wo man hinjah und suchte, da hieß es, es ist nicht mehr da, und wohin man seinen Fuß setzte, stieß man auf etwas neues, ein Haus, eine Scheune, neue Kleider, neue Bücher, neue Vorgesetzte, während da ein alter wohlbekannter Hag, dort ein altes Tobel oder ein Schattenschürli verschwand. Die großen langen Häge, die Gatter und Ledistangen, alte hohle Bäume oder Bäume, die dem Boden nachschlichen, an denen man schon mit drei Jahren das Klettern lernte, sie schwanden Jahr um Jahr, wie im Hause die Prugger, die Wollhütte, die Kasaken<sup>23)</sup> und anderer Plunder auf den Estrich sich zurückzogen.

Konservativ oder föderalistisch kann Herzog im Grunde nicht genannt werden; dafür liegt das Schwergewicht seines Schaffens und seiner Persönlichkeit viel zu wenig in der Ebene der praktischen Politik. Doch da er seinem Volke wirklich nahe steht, fühlt er, wie tief die Umwälzungen greifen, die der Übergang der Macht in Gesellschaft und Staat an das verstandesstolze, individualistische Kleinbürgertum der Schweiz, im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts, zur Folge gehabt hat. Wichtige geistige Kräfte, wesentlich eigenartiges Leben sind verschüttet worden, an die Stelle organischer Bindungen, wie der Zunftverfassung, sind Freiheiten bloß negativen Gehalts getreten, wie die Gewerbefreiheit und die Freizügigkeit. Im Zweifel, ob die neue Ordnung einen höheren Wert habe, trifft Herzog sich mit weiten Kreisen, die, nach ihrer geistigen Herkunft,<sup>24)</sup> nicht fähig waren, am Aufbau des liberalen Bundesstaates schöpferisch und entscheidend mitzuarbeiten.

<sup>23)</sup> Prugger = „jemand mit kurzer Hose“ (nicht im Jbiotikon; gütige Auskunft von Hochw. Chorherrn Ignaz Kronenberg, Münster, der hinweist auf angl. „broc“ = ganz kurze Hose und das luzernische Broche = kleines Stück), Kasake = rote Weste.

<sup>24)</sup> Hermann Henrici, Die Basler im Bund nach 1848, Sonntagsblatt der Basler Nachrichten 1929, No. 16—18; Jacob Burckhardt, Briefe an seinen Freund Friedrich v. Breen 1864—1893; Stuttgart und Berlin 1922; Burckhardts Freude am alten Staatenbund, der jedem Ort, so auch Basel, und jedem Stand, so auch dem Patriziat, seine Sonderart ließ, das Bedauern, daß Basels Kultur an der Formung des neuen Bundesstaats so wenig Anteil hatte, ganz abgesehen von der, romantisch mitbedingten, Liebe des Historikers zu der geschichtlich einmaligen Eigenart, schwingen, so scheint mir, schon im „Konstantin“ von 1852 mit, wenn da (Kröner, 129—133) die Fülle der Lebenserscheinungen ausgebreitet wird, die das vorrömische Ägypten kennzeichnet, die weise Zurückhaltung der ptolemäischen Herrscher gelobt wird, und die Schilderung durch den hartklingenden Satz unterbrochen wird: Als Augustus nach dem Sieg von Aktium das inzwischen etwas herabgekommene Land übernahm, sollte